

Verf. Texte schreiben, autorisieren,
bewerten

Julia Reuter, Oliver Berli

*Die Werke der Kunst und die Texte der Wissenschaft haben etwas gemeinsam: Sie sind das Ergebnis von arbeitsteiligen, materialen Prozessen, an denen Verf. (Verfasser*innen) und zahlreiche andere Akteur*innen beteiligt sind. Besonders in Feldern, in denen geteilte Autor*innenschaft die Regel ist, ergeben sich interessante Fragen: Haben alle, die als Verfasser*innen sichtbar sind, zum Produkt beigetragen und was gilt überhaupt als echter Beitrag? In welcher Reihung werden sie genannt? Und wer oder was hat beigetragen, ohne genannt zu werden? Fragen, die sich vor dem Hintergrund eines akademischen Kapitalismus in bemerkenswerter Weise zuspitzen.*

- Die Abgabe rückt näher, aber so richtig zufrieden bin ich mit unserem Manuskript noch nicht. Vielleicht sollten wir die Gelegenheit nutzen und die Form etwas aufbrechen. Was meinst du?
- Eine gute Idee! Einem Essay zu unserem Stichwort stünde es bestimmt gut zu Gesicht, unsere eigene Praxis, das Verfassen eines Textes zum Thema **Verf.**, sichtbar zu machen und damit zu spielen, wer oder was eigentlich **Verf.** ist. Abgesehen davon sind wir uns bislang ja nicht in allen Punkten einig geworden. Wohldosierte Mehrstimmigkeit könnte uns hier weiterhelfen.
- Zumindest teilen wir die Annahme, dass Wissenschaft mehr ist als eine nicht-alltägliche theoretische Einstellung. Sie ist vor allem auch eine alltägliche Praxis. Dies betrifft neben allen Verfahren des Generierens und Bearbeitens von Daten ebenso das Verfassen von Texten. Letzterem kommt als zentraler Kommunikationsform der Wissenschaft Bedeutung zu; aber es ist auch zunehmend ein Indikator wissenschaftlicher Produktivität.
- Darauf können wir uns schnell einigen, andernfalls wären wir in einem Band mit dem Titel *Doing Research* auch irgendwie fehlplatziert.

In einer ersten Annäherung lässt sich die Frage, für was die Abkürzung **Verf.** steht, mit einem Blick in den Duden beantworten. Auf diese Weise lernen wir: Als Begriff bezeichnet der Verfasser oder die Verfasserin jene „Person, die einen Text verfasst [hat]“ (Duden o.D.), und kann synonym mit Autor oder Autorin verwendet werden. Diese banal anmutende Definition hat einen soziologischen Kern, der sich im Vergleich mit anderen sozialen Welten erschließt: So besteht beispielsweise in der Kunst eine enge Verbindung zwischen der Selbst- und Fremdwahrnehmung als Künstler*in und der Produktion von als künstlerisch anerkannten Werken. Genauer gesagt sind es bestimmte Aufgaben, wie die Konzeption eines ausstellbaren Objekts, die als künstlerisch gelten. Diese

Verbindung ist historisch variabel. Gleiches gilt für Autor*innenschaft im wissenschaftlichen Feld (siehe **Erstausg.**, Hahn 2023). Als geübte Leser*innen erwarten wir, dass wissenschaftliche Texte von einer Person oder einer Personengruppe verfasst wurden. Denn diese Texte – dies gilt für alle erdenklichen Formate – markieren typischerweise ihre Verfasser*innen. Ihre Namen finden sich auf Umschlägen von Monografien, auf Gutachten, unter den Titeln von Aufsätzen und Rezensionen oder Beiträgen auf wissenschaftlichen Weblogs.

Kollektive Arbeit

Auch wenn das Schreiben zum Teil als vereinzelnde oder individualisierende Praxis erlebt wird und (wissenschaftliche) Texte mit großer Selbstverständlichkeit einzelnen Verfasser*innen zugerechnet werden, sind diese stets als Produkte eines kollektiven Arbeitsprozesses zu verstehen. Diese Perspektive lässt sich über den bereits erwähnten Vergleich zu Kunstwerken eröffnen: Vom Gedicht bis zum Kinofilm lassen sich diese stets als Produkte eines kollektiven Handelns rekonstruieren, wie Howard Becker (1982) in seiner Theorie der Kunstwelten überzeugend darlegt.¹ Wer von den beteiligten Personen als Künstler*in gilt, hängt dabei stark von den geltenden Konventionen der Arbeitsteilung, der jeweiligen Position in der Kunstwelt und der Verteilung von Aufgaben ab. Analog gilt für wissenschaftliche Texte: Auch sie sind das Ergebnis von arbeitsteiligen Prozessen, an denen Autor*innen, aber auch andere Akteure beteiligt sind. Die Liste möglicher Aufgaben, die von verschiedenen Personen geleistet werden, um Forschung durchzuführen und in eine Publikation zu übersetzen, ist lang und vielfältig: Konzeptionelle Anregungen, Lektürehinweise, Entwicklung von Fragestellungen, Feedback zu Manuskripten, Bereitstellung von Ressourcen aller Art, Beschaffung von Literatur, Unterstützung bei der Erzeugung, Bereinigung sowie Auswertung von Daten und vieles mehr. Diese Aufgaben können und werden in der Regel arbeitsteilig organisiert. Im vorliegenden Fall kam beispielsweise der Anstoß für diesen Text von den Herausgeberinnen. Einen Anlass für die Entwicklung eines Manuskripts zu bieten, reicht aber meist nicht aus, um Autor*innenschaft zugeschrieben zu bekommen.

Konventionen der Arbeitsteilung

Nicht jeder Arbeitsschritt, der getan werden muss, um einen Text wie den vorliegenden entstehen zu lassen, wird im gleichen Maße sichtbar gemacht. Selbst dort, wo kollaborative Forschung die Regel ist, wird nicht jede Form der (wissenschaftlichen) Zusammenarbeit

und Unterstützung in eine Nennung als Ko-Autor*in oder eine Danksagung übersetzt.² Eindrücklich beschreibt dies Grit Laudel (2002), indem sie unterschiedliche Formen der Kollaboration und deren Belohnung diskutiert. Jenseits von Kollaborationen, die eine arbeitsteilige Durchführung erfordern, beispielsweise ein Experiment, gibt es Laudel zufolge keine klaren Konventionen (ebd.: 13). In allen anderen Fällen von Kollaboration ist – vereinfacht gesprochen – von fachspezifischen, zum Teil lokal geltenden Konventionen der Belohnung von Mitarbeit auszugehen. Diese Ergebnisse beziehen sich primär auf experimentelle Forschung in den Naturwissenschaften. Wie sich die Lage in anderen Disziplinen und bei anderen Gruppengrößen darstellt, ist eine offene empirische Frage.

–Ja, was ist beispielsweise mit den Geistes- und Sozialwissenschaften? Als Qualifikationsarbeiten verfasste Monografien finde ich in mehrfacher Hinsicht spannend. Denn obwohl es nur eine offizielle **Verf.** gibt, weisen die mehr oder weniger umfangreichen Danksagungen in diesem Genre darauf hin, dass die Manuskripte einerseits Ergebnis langwieriger und kollektiver Arbeit sind. Andererseits kommt den dort genannten Personen der Status von unterstützendem Personal zu, um noch einmal Becker und seine Theorie der Kunstwelten zu bemühen. Das klingt harmlos, ist aber mit unterschiedlichen Chancen der Anerkennung geleisteter Arbeit verbunden.

–Auch auffällig in diesem Zusammenhang: Die nationalen Unterschiede der Danksagungen, beispielsweise in unserem eigenen Fach, der Soziologie. In etwas polemischer Zuspitzung lässt sich feststellen, dass es zwei Extreme gibt: Erstens, Danksagungen, in denen jeder Person gedankt wird, die in den vergangenen vier Jahren im Publikum saß.

–Und zweitens Texte, die man selbst mehrfach kommentiert hat und seinen Namen dennoch nicht liest. Aber lass uns nochmal auf die Ko-Autor*innenschaft zurückkommen. Wie sieht es eigentlich im Zeitvergleich aus?

Mit Blick auf die Sozialwissenschaften lässt sich in den vergangenen Jahrzehnten ein Trend zur Ko-Autor*innenschaft feststellen (Henriksen 2016). Dies gilt insbesondere in den Spezialisierungen, in denen quantitative und experimentelle Methoden dominieren und Forschungsprojekte teamförmig organisiert sind (ebd.: 471f.).³ Zudem lassen sich landesspezifische Trends innerhalb von Disziplinen ausmachen, wie dies beispielsweise David Pontille (2004) anhand von US-amerikanischen und französischen Soziologiejournals für den Zeitraum von 1960 bis 1995 aufzeigt.

Besonders in Feldern, in denen geteilte Autor*innenschaft die Regel ist, ergeben sich interessante Fragen: Haben alle beigetragen, die genannt werden, und was gilt als relevanter Beitrag?⁴ Wer hat beigetragen, ohne genannt zu werden? In welcher Reihenfolge werden die **Verf.** genannt? Gerade die Reihenfolge unterliegt je nach Fach unterschiedlichen Konventionen.⁵

–Das ist jetzt vielleicht ein guter Zeitpunkt, um darüber zu verhandeln, in welcher Reihenfolge wir über diesem Manuskript auftreten wollen. Machen wir es zum Beispiel abhängig davon, wie viele Arbeitsstunden in dieses Stück Text eingeflossen sind?

–Das wäre eine Möglichkeit. Ich habe allerdings nicht dokumentiert, wie viel Arbeit ich in dieses Manuskript gesteckt habe. Und Du?

–Nicht wirklich. Wir könnten uns auch gegenseitig so lange die erste Position anbieten, bis jemand sagt: Ja, das mach ich. Ich finde alphabetische Reihenfolgen gut, aber das liegt vielleicht an meinem Nachnamen. Anyway, in unserem Feld spielt die Reihenfolge sowieso eine untergeordnete Rolle.⁶

Neben der Markierung von Autor*innenschaft auf Buchumschlägen, in Titleien, Bibliothekskatalogen oder Literaturdatenbanken gibt es auch sprachliche Mittel, mit denen **Verf.** in Texten auftreten können, wie wir es beispielsweise in diesem Text tun. Dabei ist die *Autor*in im Text* nicht identisch mit der *Autor*in in Fleisch und Blut*.⁷ Vielmehr gibt es verschiedene Formen der Autorisierung in Texten, im Sinne einer Zuschreibung und Stilisierung von Autor*innenschaft (Krey 2020: 98ff.). Gerade im Vergleich, beispielsweise zwischen unterschiedlichen Spezialisierungen innerhalb einer Disziplin, lassen sich deutliche Unterschiede herausarbeiten, die von demonstrativer Nüchternheit bis hin zur heroischen Stilisierung des ethnografischen oder theoriendiskutierenden Wissenschaftssubjekts reichen.

Konventionen der Zuschreibung von Autor*innenschaft sind im unterschiedlichen Maße offen für Abweichung und Veränderung. Dies zeigt sich zum einen in der Justiziabilität von Quellen- und Bildnachweisen sowie spiegelverkehrt in Plagiatsfällen, die als wissenschaftliches Fehlverhalten strafrechtlich verfolgt werden können. Zum anderen haben sich rechtliche Formen der Regulierungen herausgebildet, etwa das Urheberrecht, die die schöpferische Arbeit von Autor*innen schützen und deren Verwertungsinteressen vertreten (Amlinger 2017: 405; siehe auch CC, Rack 2023).⁸

–Moment einmal, jetzt reden wir schon über die Verflechtung von **Verf.** und Rechtssystem, was ja

schon eine sehr starke Kodifizierung von Autor*innenschaft bedeutet. Das bringt uns aber weg von unserem Fokus auf das konkrete *doing writing*.

- Ja, lass uns noch einmal den Schreibprozess als solchen in den Blick rücken. Was genau passiert da eigentlich in den wissenschaftlichen Schreibstuben?
- Schreibstuben? Was für ein altertümlicher Begriff. Aber er zeigt, dass Schreiben immer auch eine Praxis ist, die nicht im luftleeren Raum stattfindet, sondern materiale Praxis ist.

Materiale Praxis

Zu den Verdiensten der Wissenschaftsforschung – insbesondere der ethnografischen Laborstudien (Latour/Woolgar 1979; Knorr-Cetina 1984) – gehört es, die Materialität wissenschaftlicher Kommunikation in den Vordergrund gerückt zu haben. Obwohl hier anfänglich vor allem die Experimentier- und Schreiborte der Naturwissenschaften im Fokus standen, macht diese Perspektive auf Forschung doch in einem grundsätzlichen Sinne die Vielzahl an Dingen sichtbar, die auch in anderen Wissenschaften für das Verfassen von Texten elementar sind: Angefangen von Tafeln, Papier, Notizheften, Bücherregalen, Post-It-Sammlungen, Schreibtisch, Feldtagebüchern bis hin zu elektronischen Schreibwerkzeugen, etwa Computern und Textverarbeitungsprogrammen. Aber auch die Materialität der Schreibpraxis – wie die Armmuskulatur, um den Stift zu halten oder die Tastatur zu bedienen – rückt damit in den Blick (Passoth 2012: 210). Entsprechend ist das Verfassen von (wissenschaftlichen) Texten alles andere als eine vom Körper losgelöste, abstrakte Tätigkeit. Die Körperlichkeit und Materialität des Verfassens findet aber nur selten manifesten Ausdruck in wissenschaftlichen Texten. Gedankt wird Gutachter*innen, Herausgeber*innen, Verlagsmenschen und Studierenden, nicht aber den Bandscheiben für ihr Durchhalten.

Die Materialität von Autor*innenschaft wurde auch in der Writing-Culture-Debatte thematisiert. Diese fokussierte vor allem die Literarizität und das damit verbundene implizite Otherring des ethnografischen Realismus. Sie nahm aber auch die Verfasser*innen nicht nur als Schriftsteller*innen mitsamt der Apparaturen von *Ethno-Grafien* in den Blick, sondern als Akteur*innen mit einer gewissen Leibhaftigkeit, die für die Fabrikation von Erkenntnis über den Fremden von zentraler Bedeutung ist (Reuter 2002: 181ff.). Neben der Rolle von Sinneseindrücken, Leidenschaften und körperlicher Entbehrungen (Krankheiten, klimatische Anpassungsschwierigkeiten, erotische Sehnsüchte) im Kontext ethnografischer

Feldforschungen wurde so auch in einem sehr grundsätzlichen Sinne die Rolle der Ethnograf*in als europäische, koloniale, weiße, männlich oder weiblich signifizierte Autor*in reflektiert. Hieraus lässt sich die Forderung einer Sensibilität für körperliche Habitualisierungen disziplinärer Wissensformen ableiten.⁹

- Nun haben wir aber weit ausgeholt, um das Argument zu stärken, dass das Verfassen eine Praxis ist, an der viele heterogene Elemente beteiligt sind.
- Aber der Blick in die Vergangenheit, in andere Disziplinen und Kulturen kann helfen, das Eigene zu befremden. Dies fällt Wissenschaftler*innen ja bekanntlich besonders schwer, wenn es um die eigene Praxis geht, denn die soll(te) ja möglichst unverdächtig sein.
- Du meinst wohl objektiv?
- Ich meine, dass Wissenschaft und ihre Produkte, und dazu zählen auch Texte und ihre **Verf.**, aufgrund eines nach wie vor dominanten positivistischen Selbstverständnisses häufig nicht als Ergebnis sozialer Ko-Konstruktionsprozesse in den Blick geraten. Dabei sind sie es.

Hervorbringungen im Feld

Wir kommen weder als Wissenschaftler*innen noch als Autor*innen zur Welt, sondern werden dazu gemacht (Beaufays 2003). Als solche sind wir das Ergebnis jahrelanger professionsbezogener Erziehungs- und Subjektivierungsprozesse, in denen wir das Handwerk wissenschaftlichen Schreibens erlernen und uns Autorität im jeweiligen Feld erarbeiten (Etzemüller 2013: 188). So wichtig die gelungene Inkorporierung wissenschaftlicher Spielregeln und Positionen erscheint, so gilt doch gleichzeitig, dass ihre Relevanz beschwiegen werden muss (ebd.: 178). Im Verfassen von Texten zeigt sich dies einmal mehr: Weder die Herstellung noch persönliche Relevanz des Textes werden thematisiert, sodass wissenschaftliche Texte eine spezifische Form der Entkörperlichung und Vergeistigung wissenschaftlichen Wissens darstellen. Selbst als autobiografisch ausgewiesene Texte, etwa Gelehrtenbiographien, folgen der Logik der sozial bereinigten Wissenschaft: Nur selten finden sich hier Erzählungen über Schreibhemmungen, existenzbedrohende Brüche des akademischen Lebens, persönliche Krisen oder missglückte Schritte auf dem akademischen Weg. Vielmehr wird das Ideal einer geschlechtsneutralen, reinen Leistungskarriere und eines meritokratisch-demokratischen Wissenschaftssystems reproduziert (ebd.: 181). Ungleichheitsanalytisch gewendet müssten wir die Verstrickung in strukturierte Macht- und Herr-

schaftsverhältnisse betonen, die im Wesentlichen durch andere Akteursgruppen mit institutionalisierten Kapitalsorten bestellt werden. Dies können Forschungsinstitute, Förderorganisationen, politische Entscheidungsträger*innen, aber auch Mitglieder der eigenen Scientific Community sein, gegen oder für deren Argumente man sich ins Verhältnis setzt. Mit Bourdieu gesprochen befinden sich Verfasser*innen in einem Netzwerk objektiver Beziehungen, in dem sie durch Über- oder Unterordnung, Entsprechung oder Abgrenzung zueinander positioniert sind (Amlinger 2017: 407). Texte zu verfassen ist als soziale immer auch eine herrschaftsförmige Praxis.

Spiel um Positionen

Texte unter dem eigenen Namen zu verfassen und zu platzieren, ist nicht nur für die Selbst- und Fremdwahrnehmung als Wissenschaftler*in von Belang, sondern von buchstäblicher Bedeutung für die Karrierechancen. Denn *wer schreibt, der bleibt*. So wundert es nicht, dass sich Karriereratgeber, Handbücher zum wissenschaftlichen Arbeiten und hochschulische Förder- und Unterstützungsangebote für den sogenannten wissenschaftlichen Nachwuchs des Themas annehmen. Eingübt werden soll das *richtige* Verfassen von unterschiedlichen Textsorten (Aufsatz, Exposé, Gutachten, Rezension, Forschungsbericht) oder Textelementen. Berücksichtigt werden dabei nicht nur Aspekte der wissenschaftlichen Qualitätssicherung, etwa der angemessene und legitime Umgang mit Quellen im Text, sondern auch fachkulturelle Konventionen, wie etwa das richtige Verhältnis von Abbildung und Text, die Referenz auf Schlüsselwerke oder den fachkulturellen Kanon, die den Text in seiner Gesamtkomposition überhaupt erst *accountable und anschlussfähig machen*.

- Dazu fällt mir ein, dass es in den letzten Jahren vermehrt zeitdiagnostische Aussagen zum wissenschaftlichen Publikationsverhalten gibt.
- Du meinst die Diskussion um den *Akademischen Kapitalismus* und seine Folgen für die Karrierestrukturen und Beschäftigungsverhältnisse des sogenannten wissenschaftlichen Nachwuchses? Die Diskussion, die ja auch in unserem Fach intensiv geführt wird, hat noch einmal die strukturellen Bedingungen des **Verf.** aufs Tableau gesetzt; und die haben nun einmal Einfluss auf Form wie Inhalt der Texte.

In Zeiten des spürbar gewachsenen akademischen Hasards angesichts des quantitativen Missverhältnisses von akademischem Mittelbau und Professuren (Rogge 2015) sowie einer Quantifizierung

wissenschaftlicher Leistungen in einem „akademischen Kapitalismus“ (Münch 2011) erscheint das Verfassen wissenschaftlicher Texte gleichermaßen als ökonomische wie hoch politisierte Praxis: Anzahl, Ort und Sprache der Publikationen werden zu Indikatoren für die Leistungsfähigkeit, etwa für die Berufbarkeit, Exzellenz und internationale Sichtbarkeit von Wissenschaftler*innen. Dies könnte aber in letzter Konsequenz auch bedeuten: Autor*innen, die wissenschaftlich erfolgreich sein wollen, müssen zunehmend als unternehmerisches Subjekt auftreten, Themen und Zuschnitt ihrer Publikation nach ihrer Verwertbarkeit und Marktgängigkeit auswählen und sie schließlich entsprechend gestalten (Output-Orientierung). Im Fall der professionellen Soziologie etwa beobachtet Richard Münch ein Publikationsverhalten, das vor allem von hoch arbeitsteiligen Forschungsverbänden dominiert wird, die in kooperativer Verwertung großer Datenmengen Publikationen für internationale Fachzeitschriften mit hohem Impact-Faktor vorbereiten. Er erklärt damit die Abwendung von der Tradition der Einzelautor*innenschaft hin zur kumulativen und kooperativen Publikation mit einer zunehmenden Projekt- wie Marktförmigkeit von Wissenschaft. Dies bedeutet ihm zufolge auch eine Konkurrenz unter solchen Nachwuchswissenschaftler*innen, die vom Geschäft der Lehre und Drittmittelerwerbung befreit sind, und solchen, bei denen sich das Schreiben von Texten in einer Antrags- und Berichtsprosa oder Lehrforschung erschöpft (ebd.: 170ff.). Welche Themen mit einem solchen funktional-strategischen Publikationsverhalten (un)sichtbar gemacht werden, ist damit noch nicht beantwortet. Münch befürchtet, dass durch die flächendeckende Monopolstellung von sogenannten *high impact journals* Autor*innen ihr Schreib- und Publikationsverhalten ganz danach ausrichten, dass ihre Texte passend für die potenziellen anonymen Gutachter*innen im Peer Review verfasst werden: „Das befördert solide, brave und langweilige Texte und exkludiert alles, was nur das geringste Wagnis eingeht“ (ebd.: 141). Er vermutet, dass mit der Standardisierung und strategischen Publikationspraxis langfristig also die Motivation und Fähigkeit zur Bearbeitung gewagter Forschungsfragen verloren ginge (ebd.: 146). Zudem muss bedacht werden, dass zeitaufwendige, *exotische* oder *abwegige* Publikationen vor allem für Wissenschaftler*innen in unsicheren Beschäftigungsverhältnissen zum biografischen Wagnis werden können (Rogge 2017: 243).

Unabhängig davon, wie man die Frage der Innovation wissenschaftlichen Wissens im akademischen Kapitalismus beantworten will, entzaubert das Moment der Marktgängigkeit und damit verbundenen

strategisch-ökonomischen Ausrichtung wissenschaftlichen Publikationsverhaltens die Illusion der ausschließlich nach Wahrheit strebenden und frei von Marktlogiken und sozialen Notwendigkeiten betriebenen Wissenschaft.

- Ich frage mich, ob diese Darstellung des status quo für die Soziologie und verwandte Fächer zutrifft. Zumindest scheint sie mit einer fragwürdigen Nostalgie einherzugehen.
- Was ich sofort unterschreiben würde, ist die Notwendigkeit, verantwortungsbewusst mit Metriken umzugehen, wie dies beispielsweise im *Leiden Manifesto* vorgeschlagen wird. Besonders gut gefällt mir, dass wiederholt auf die Auseinandersetzung mit Inhalten gepocht wird – „Reading and judging a researcher’s work is much more appropriate than relying on one number.“¹⁰
- In dieser Allgemeinheit muss man ja zustimmen, aber die Bewertung von einzelnen Forscher*innen hat auch ihre Fallstricke. Zum einen besteht eine enge Verbindung zwischen der Bewertung von Texten und der Bewertung ihrer Verfasser*innen. Dies ist besonders problematisch, wenn über die Kontexte hinweggesehen wird, die Produktivität begünstigen. Zum anderen frage ich mich: Gibt es auch so etwas wie Standards der Originalität?

Bewertungen

Originalität, ein oft angelegtes Bewertungskriterium in der Begutachtung von wissenschaftlichen Anträgen und Texten (Guetzkow/Lamont/Mallard 2004), ist weder ein textimmanentes Merkmal noch eine personenspezifische Eigenschaft. Dennoch ist für den Mythos des genialen Gelehrten, der „in Einsamkeit und Freiheit“ (Engler 2001) forscht, die Idee der Originalität konstitutiv. In der Praxis zeigt sich Originalität vor allem als kontingentes Ergebnis von Aushandlungsprozessen, das bezogen auf wissenschaftliche Texte durch institutionelle Arrangements (Verlagslandschaft, Publikationsmarkt, Datenbanken, Publikationsserver, Begutachtungsverfahren, Qualitätskriterien, Fachkultur, akademische Karrierestrukturen) mitgeprägt ist. Wie originell ein*e Autor*in letztlich erscheint, hängt nicht nur davon ab, wie sehr sie den Glauben des wissenschaftlichen Feldes an Originalität verkörpert, sondern auch davon, wie sehr es ihr gelingt, sich an den Strukturen auszurichten und individuelle Optimierungsstrategien zu entwickeln. Im Falle des Publikationsverhaltens kann dies auch bedeuten, nicht den Inhalt, sondern den Ort der Publikation zur handlungsleitenden Maxime zu erheben (Rogge 2017: 245ff.), was die Wissenschaftler*in nicht nur als eine nach Wahrheit

strebende Einzelpersönlichkeit, sondern als unternehmerisches Selbst sichtbar macht – und Wissenschaft mehr als ein Karrierejob denn als Lebensform. Dieser Fall macht deutlich, wie eng das Verfassen wissenschaftlicher Texte an die Selbst- und Fremddefinition von Wissenschaftler*innen geknüpft ist. Natürlich geht die Konstruktion wissenschaftlicher Persönlichkeiten nicht im Schreiben und Veröffentlichen von Monografien, Berichten, Rezensionen und dergleichen auf. Gleichwohl steht die gesamte wissenschaftliche Persönlichkeit zur Disposition, wenn offenbar wird, dass die Position der Verfasser*in eines Textes zu Unrecht in Anspruch genommen wurde.

- Sollen wir hier zum Schluss kommen? Ich weiß, eigentlich könnten wir weiter an diesem Text feilen, aber irgendwann ist gut.
- Eins würde mich noch interessieren: Woher wissen wir eigentlich, wann *gut* ist? Wenn wir die Zeichengrenze, die uns vorgegeben wurde, erreicht haben oder wenn die Abgabefrist erreicht ist?
- Auch das sind verhandelbare Konventionen, gerade in Corona-Zeiten. Forschung als Praxis ist ein Prozess und insofern kann es auch für Artefakte wie diesen Text immer nur ein vorläufiges Ende geben.

Anmerkungen

- 1 Aus einer arbeitssoziologischen Perspektive heraus lässt sich wissenschaftliche und künstlerische Arbeit zudem mit Blick auf Arbeitsethos sowie Beschäftigungs- und Subjektivierungsformen vergleichen.
- 2 Zudem gibt es die Fälle, in denen Personen als Autor*innen genannt werden, ohne einen nennenswerten Beitrag zur Genese einer Publikation beigetragen zu haben. In den Richtlinien zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis (beispielsweise der Denkschrift *Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis* der DFG) wird diese Form der *Ehrenautor*innenschaft* als unzulässig bewertet.
- 3 Eng damit verbunden ist der Bedeutungszuwachs von kollaborativer Forschung in den Geistes- und Sozialwissenschaften sowie deren Internationalisierung (Kuhberg-Lasson/Singleton/Sondergeld 2014: 138).
- 4 Diese Frage stellt sich besonders in Bereichen wie der Hochenergiephysik, in denen die Anzahl der Ko-Autor*innen in den dreistelligen Bereich gehen kann (Birnholtz 2006).
- 5 Einen Überblick über fachspezifische Konventionen im Hinblick auf die Anzahl und Reihung von Ko-Autor*innen bietet das Diskussionspapier der Alexander-von-Humboldt-Stiftung (2009).
- 6 In anderen Disziplinen, beispielsweise der Physik und Chemie, gibt es Konventionen der Reihung, bei der die exportierten Positionen – die erste und die letzte – Signalwirkung haben.
- 7 Hier sind allerlei literarische Mittel und Verwirrspiele denkbar, von der Nutzung von Pseudonymen – aus Bruno Latour wird Jim Johnson (1988) – bis hin zur Kreation neuer gemeinsamer Namen (beispielsweise Pontille 2020).
- 8 Letzteres etwa in Form der *Verwertungsgesellschaft Wort*, die sich neben der Bewahrung des geistigen Eigentums für eine Vergütung der Autor*innen bei der Nutzung dieses Eigentums durch Dritte einsetzt und sogenannte Tantiemen ausschüttet. Neben Umfang und Erscheinungsort spielt bei der Höhe der Vergütung auch die Anzahl der Verfasser*innen eine Rolle: Je weniger (Mit-)Verfasser*innen, desto höher die Vergütung für die Einzelnen.
- 9 Dies wird gegenwärtig vor allem von der postkolonialen Kritik am „epistemologischen Eurozentrismus“ (Mignolo 2000) und ihren Vorschlägen experimentellen Schreibens aufgegriffen (Reuter/van der Haagen-Wulff 2021).
- 10 Die Autor*innen des *Leiden Manifesto* (Hicks/Wouters/Waltman/de Rijke/Rafols 2015), das als Kommentar in der Zeitschrift *Nature* veröffentlicht wurde, sprechen sich für zehn Prinzipien der Evaluation von Forschungsleistung aus. Dies geschieht vor dem Hintergrund der zunehmenden Nutzung von bibliometrischen und anderen Indikatoren in Hochschulen.

Referenzen

- Alexander-von-Humboldt-Stiftung (2019). *Publikationsverhalten in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen. Beiträge zur Beurteilung von Forschungsleistungen*. 2. erw. Aufl. URL: https://www.qs.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/d_qualitaetssicherung/Dateidownloads/Publikationsverhalten_in_unterschiedlichen_wissenschaftlichen_Disziplinen.pdf [21.04.2021]
- Amlinger, Caroline (2017). AutorIn sein. Schriftstellerische Arbeitsidentitäten im gegenwärtigen deutschen literarischen Feld. *Swiss Journal of Sociology*, 43(2), 401–421.
- Beaufays, Sandra (2003). *Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft*. Bielefeld: Transcript.
- Becker, Howard S. (1982). *Art Worlds*. Berkeley: University of California Press.
- Birnholtz, Jeremy (2006). What Does It Mean to Be an Author? The Intersection of Credit, Contribution, and Collaboration in Science. *Journal of the American Society for Information Science and Technology*, 57(13), 1758–1770.

- Deutsche Forschungsgemeinschaft (2013). *Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis*. Denkschrift. Weinheim: Wiley.
- Duden (o.D.). Verfasserin. *Duden online*. URL: duden.de/node/194019/revision/194055 [13.07.2021]
- Engler, Steffani (2001). „In Einsamkeit und Freiheit.“ *Die Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur*. Konstanz: UVK.
- Etzemüller, Thomas (2013). Der „Vf.“ als biographisches Paradox. Wie wird man zum „Wissenschaftler“ und (wie) lässt sich das beobachten? In Thomas Alkemeyer/Gunilla Budde/Dagmar Freist (Hg.), *Selbst-Bildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung*. Bielefeld: Transcript, 175–196.
- Guetzkow, Joshua/Lamont, Michèle/Mallard, Grégoire (2003). What is Originality in the Humanities and the Social Sciences? *American Sociological Review*, 69(2), 190–212.
- Hahn, Annemarie (2023). Erstaug. In Sandra Hofhues/Konstanze Schütze (Hg.), *Doing Research*. Bielefeld: Transcript, 200–207.
- Henriksen, Dorte (2016). The Rise in Co-Authorship in the Social Sciences (1980–2013). *Scientometrics*, 107(2), 455–476.
- Hicks, Diana/Wouters, Paul/Waltman, Ludo/de Rijke, Sarah/Rafols, Ismael (2015). The Leiden Manifesto for Research Metrics: Use these 10 principles to guide research evaluation. *Nature*, 520, 429–431.
- Johnson, Jim (1988). Mixing Humans and Nonhumans Together: The Sociology of a Door-Closer. *Social Problems*, 35(3), 298–310.
- Knorr-Cetina, Karin (1984). *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Krey, Björn (2020). *Textarbeit. Die Praxis des wissenschaftlichen Lesens*. Berlin: De Gruyter Oldenbourg.
- Kuhberg-Lasson, Veronika/Singleton, Katja/Sondergeld, Ute (2014). Publikationscharakteristika im interdisziplinären Feld der Bildungsforschung. *Journal for educational research online*, 6(3), 134–155.
- Latour, Bruno/Woolgar, Steve (1979). *Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts*. Princeton: University Press.
- Laudel, Grit (2002). What Do We Measure by Co-Authorships? *Research Evaluation*, 11(1), 3–15.
- Mignolo, Walter (2000). *Local Histories/Global Designs – Coloniality, Subaltern Knowledges, and Border Thinking*. Princeton: University Press.
- Münch, Richard (2011). *Akademischer Kapitalismus. Über die politische Ökonomie der Hochschulreform*. Berlin: Suhrkamp.
- Passoth, Jan-Hendrik (2012). Dinge der Wissenschaft. In Sabine Maassen/Mario Kaiser/Martin Reinhart/Barbara Sutter (Hg.), *Handbuch Wissenschaftssoziologie*. Wiesbaden: Springer, 203–212.
- Pontille, David (2003). Authorship Practices and Institutional Contexts in Sociology: Elements for a Comparison of the United States and France. *Science, Technology, & Human Values*, 28(2), 217–243.
- Pontille, Jérôme D. (2020). What Did We Forget about ANT's Roots in Anthropology of Writing? In Anders Blok/Ignacio Fariñas/Celia Roberts (Hg.), *The Routledge Companion to Actor-Network Theory*. London et al.: Routledge, 101–111.
- Rack, Fabian (2023). CC. In Sandra Hofhues/Konstanze Schütze (Hg.), *Doing Research*. Bielefeld: Transcript, 154–161.
- Reuter, Julia (2002). *Ordnungen des Anderen. Zum Problem des Eigenen in der Soziologie des Fremden*. Bielefeld: Transcript.
- Reuter, Julia/van der Haagen-Wulff, Monica (2021). Postcolonial Studies. In Robert Guggutzer/Gabriele Klein/Michael Meuser (Hg.), *Handbuch Körpersoziologie*. 2. überarb. Aufl., Wiesbaden: Springer, im Erscheinen.
- Rogge, Jan-Christoph (2015). The Winner Takes It All? Die Zukunftsperspektiven des wissenschaftlichen Mittelbaus auf dem akademischen Quasi-Arbeitsmarkt. *Köln Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 67(4), 685–707.
- Rogge, Jan-Christoph (2017). Wissenschaft zwischen Lebensform und Karrierejob. Berlin. URL: depositonce.tu-berlin.de/bitstream/11303/70924/rogge_jan-christoph.pdf [26.2.2021]

